

Eugen Biser

Kirchenkrise und Sprachkrise

Wege einer sprachlichen Gegensteuerung

Wenn man der heutigen Glaubens- und Kirchenkrise auf den Grund zu gehen sucht, entdeckt man unterhalb der Zone, in welcher Unbehagen, Enttäuschung und Kritik vorherrschen, so etwas wie einen dunklen Bodensatz, den man kaum besser als mit dem Nietzsche-Wort vom „Geist der Schwere“ kennzeichnen kann. Denn dieser zehrt nicht nur alle Glaubensfreude auf; vielmehr verkehrt er überdies das Evangelium in sein Gegenteil. Denn er suggeriert den von ihm Befehlenden, daß das Gott wohlgefällig sei, was dem Menschen schwerfällt und weh tut. Die Botschaft Jesu, so gibt er vor, sei in erster Linie Anleitung zu einer höheren – und strengeren – Sittlichkeit und seine Stiftung, die Kirche, eine den Menschen disziplinierende Ordnungsmacht.

Kein Wunder, daß dort, wo dieser Ungeist um sich greift, die religiöse Phantasie erfriert, die Spontaneität erstarrt und, was das Schlimmste ist, die Sprache verstummt. Natürlich nicht ganz; doch was gesagt und bisweilen mit großer Schärfe gesagt wird, erscheint eigentümlich herabgestimmt und gefiltert: herabgestimmt zu einer Sprache, die sich vorzugsweise in Belehrungen, Anweisungen, Befehlen und Vorwürfen äußert, und gefiltert durch Kontrollmechanismen ganz unterschiedlicher Durchlässigkeit. So kommt es, daß der eine fürchtet, mit dem, was er sagt, zu weit zu gehen, der andere, daß er meint, sich mit seinem Wort zu viel herauszunehmen, ein dritter, daß er glaubt, mit seinen Äußerungen Anstoß zu erregen oder doch unangenehm aufzufallen, ein letzter, daß er lieber schweigt aus Angst, sich mit dem, was er zur Sprache bringen möchte, den Mund zu verbrennen. Was unter dem Druck dieser ängstlichen Selbstkontrolle zustande kommt, ist eine Sprache der timiden Zurückhaltung, der gezügelten Phantasie und unterdrückten Gefühle, kurz, eine Sprache, die sich mangels kreativer Einfälle mit der Wiederholung traditioneller Formeln behilft, dabei aber Gefahr läuft, daß diese im Mund ihrer Sprecher zu leeren Floskeln zerfallen.

Der große Aufbruch

Welches Unheil der Geist der Schwere damit anrichtet, springt ins Auge, wenn man sich an die Sprachwelt des Anfangs erinnert. Zwar gibt es auch dort Barrie-

ren und Verbote, so etwa, wenn Jesus den Jüngern untersagt, ihn in der Öffentlichkeit „Messias“ zu nennen (Mk 8, 30), oder wenn Paulus den Enthusiasten von Korinth verbietet, die Gemeindeversammlungen mit ihren unverständlichen „Zungenreden“ zu belasten (1 Kor 14, 27f.). Indessen verbietet er nur, um die christliche Sache durch derartige Sprachexzesse nicht in Verruf zu bringen. Grundsätzlich aber mahnt er: „Lösch den Geist nicht aus!“ (1 Thess 5, 19)

Gemeint war damit zweifellos der Geist des pfingstlichen Aufbruchs, als sich die Geburt der Kirche im Zeichen eines Sprachwunders ereignete. Die Erzählung der Apostelgeschichte von den feurigen Zungen, die sich auf die Versammlung der Gläubigen herabließen und sie zur freimütigen Verkündigung der Heilsbotschaft veranlaßten, ist so gut wie allgemein bekannt (Apg 2, 1-4), weniger der innere Zusammenhang, in dem die Szene gesehen werden sollte. Denn sie weist unverkennbar auf den Beginn des Wirkens Jesu zurück. Auch über ihn läßt sich der Gottesgeist aus dem gespaltenen Himmel herab (Mk 1, 9ff.). Und auch bei ihm setzt sich das Inspirationserlebnis, das die auf ihn herabschwebende Taube verdeutlicht, in jene grundlegende Sprachhandlung um, von der das Markusevangelium berichtet: „Als Johannes ins Gefängnis geworfen worden war, durchzog Jesus das galiläische Land und sagte: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes nah. Kehrt um und glaubt an die Heilsbotschaft“ (1, 14f.).

In diesem Wort neigt sich der Himmel zur Erde. Denn das Gottesreich, in dem Gott die Welt zu sich emporziehen, ja sich selber angestalten will, ist in der Person Jesu zum Greifen nah. Nun kommt es nur noch darauf an, die Menschen aus ihrer Verslossenheit herauszuholen, sie zu der einzig sinnvollen Gegenbewegung, zum Glauben an diese Heil und Frieden bringende Botschaft zu veranlassen. Aufwecken und aufrütteln wird sie Jesus durch das Wort seiner Seligpreisungen, die eine denkbar radikale Umwertung vollziehen, wenn sie die Armen, die Hungernden und Trauernden selig nennen. Und hereinholen wird er sie in das von ihm verkündete und erschlossene Reich durch die Sprachgewalt seiner Gleichnisse, die mit ihrer Aussage Breschen in die Alltagswelt schlagen, um ihren Hörern Zugänge zum Gottesreich zu verschaffen.

Wie eine Erfüllung dessen wirkt das, was sich in der pfingstlichen Geburtsstunde der Kirche ereignet. Durch seine Auferstehung hat Jesus die Grenzen von Raum und Zeit gesprengt. Jetzt lebt er auf und fort in denen, die in seinem Namen versammelt sind. Durch seinen Geist wird er zu ihrer einigenden, festigenden und inspirierenden Mitte. Was sie in dieser Stunde ergreift und beglückt, ist seine geistgewirkte, geistpendende Nähe, die Paulus mit dem Satz auf den Punkt bringt: „Der Herr ist der Geist, und wo der Geist des Herrn waltet, da ist Freiheit“ (2 Kor 3, 17).

Es ist die Freiheit der sinkenden Grenzen und fallenden Barrieren, sogar der Grenzen zwischen den Individuen; denn jetzt sind sie, von der Geistmacht des Herrn ergriffen, „ein Herz und eine Seele“ (Apg 4, 32). Und es ist die Freiheit des

Wortes, der aufgehobenen Sprachbarrieren. Denn zum Staunen ihrer Umgebung werden die Empfänger des Pfingstgeistes von allen verstanden, gleichgültig, welchem Volk, welcher Sprache und welcher Kultur sie entstammen. Und ihr Wort wirkt nicht nur in diese wahrhaft „ökumenische“ Weite; es dringt auch in die Tiefe. Denn von der Rede ihres Sprechers Petrus heißt es: „Als sie das hörten, schnitt es ihnen ins Herz“ (Apg 2, 37).

Einen Nachklang dieser Stunde erlebte die Kirche dieses Jahrhunderts in den Tagen des Zweiten Vatikanums, dem es tatsächlich gelang, ihr einen neuen Geist einzuhauchen, als es sie auf das Prinzip des Dialogs verpflichtete. Denn damit öffneten sich die Grenzen zu anderen Konfessionen und Religionen, sogar zu den Nichtglaubenden. Und damit bot sich erstmals auch die Chance zu einem „innerkirchlichen Ökumenismus“, verstanden als die Chance, Konflikte und Differenzen, wie sie in einer Zeit größter politischer und geistiger Umbrüche unvermeidlich waren, im Geist der Verständigung und Toleranz anstatt mit Mitteln der Disziplinierung und Ausgrenzung auszutragen.

Wenn man von diesem Erinnerungsbild auf die gegenwärtige Krisensituation zurückblendet, fühlt man sich unwillkürlich an das Wort der Apokalypse erinnert: „Bedenke, von welcher Höhe du herabgesunken bist!“ (2, 5). Herabgesunken von der Höhe eines wahrhaft pfingstlichen Aufbruchs in die vom Geist der Schwere verdunkelte Tiefe. Abgesehen von einer Unterkühlung des innerkirchlichen Klimas zog dieser Absturz vor allem eine Verstörung der Sprache nach sich. An die Stelle des Einheit stiftenden Dialogs trat ein sprachlicher Separatismus, der dort, wo das Eis der Verhärtungen geschmolzen war, neue Barrieren entstehen ließ, in erster Linie Sprachbarrieren. Im Interesse ihres dringend gebotenen Abbaus seien die wichtigsten aufgeführt.

Der zweifache Verlust

Eines der folgenschwersten Symptome der Kirchenkrise ist der Verlust der Jugend, mit der nicht nur das vitale Element, sondern die Zukunft aus dem Kirchenraum auszieht. Dabei sprechen zahlreiche Anzeichen dafür, daß die heutige Jugend im Unterschied zu der der Studentenrevolte religiös gestimmt ist. Zweifellos trägt auch ihre Skepsis gegenüber Bindung und Institution zu dieser Entfremdung bei. Doch würden diese Hemmnisse zweifellos überwunden, wenn den jungen Menschen der Eindruck vermittelt würde, daß im Wort der Kirche die göttliche Antwort auf die sie bewegende Sinnfrage an sie ergeht. Doch dieser Eindruck geht in dem gegenteiligen unter, daß die Lehre der Kirche dem Menschen nichts Hilfreiches zu sagen habe, wenn sie ihn nicht sogar in seinem zentralen Anliegen verfehlt.

Das aber nötigt zu dem Schluß, daß der heutigen Jugend der Weg zur Kirche in

erster Linie durch eine Sprachbarriere versperrt ist. Aus der frustrierten Erwartung aber ergibt sich auch bereits ein Hinweis, wie diese niedergelegt werden könnte, wie also gesprochen werden müßte, wenn das Wort der Kirche das Herz der Jugend wieder erreichen soll. Vor allem müßte es wieder, wie es Paulus im ersten seiner Briefe zum Ausdruck bringt, „durchlässig“ werden (1 Thess 2, 13), und das besagt: Das Wort der Kirche müßte aufhören, Ausdruck einer autoritären Instanz zu sein, die aus eigener Kompetenz und Machtvollkommenheit redet. Und es müßte statt dessen wieder, wie es Paulus für sich in Anspruch nimmt, zum Medium werden, in dem bei allem, was die Kirche aufgrund ihrer Sendung zu sagen hat, stets die Stimme dessen durchklingt, der mit seinem offenbarenden Selbsterweis auf die Sehnsucht des unruhigen Menschenherzens eingeht und antwortet. Zweifellos braucht der junge Mensch, gerade unter den Bedingungen der geistig und gesellschaftlich zerrissenen Gegenwart, Orientierung und Wegweisung. Seine Glaubensbereitschaft aber bindet er, wie der Bittsteller des Evangeliums, an das Wort, das ihm sagt, was ihm noch „fehlt“ (Mt 19, 20), das ihm also innere Erfüllung und Bestätigung zuspricht.

Doch die Kirche läuft heute nicht nur Gefahr, die Zukunft zu verlieren; auch der Boden, der sie in Gestalt des gläubigen Kirchenvolks trägt, schwindet zusehends unter ihren Füßen, und das besagt, daß sie auch vom Verlust der Basis bedroht ist. Und dafür ist gleichfalls eine Sprachkrise verantwortlich. Sie hängt ursächlich damit zusammen, daß im kirchlichen Kommunikationsraum das „Wort von oben“ dominiert, daß der Sprachfluß also einseitig von oben nach unten kanalisiert ist, während das Kirchenvolk so gut wie keine Gelegenheit hat, seine Zustimmung oder auch seine Bedenken und Einwände zu artikulieren.

Sprachliche Fehlformen

Ursache ist in diesem Fall ein unzutreffender Sprachstil. Denn der heutige Christ hat zwar das Ziel der ihm vom Konzil zugesprochenen Mündigkeit noch längst nicht erreicht, doch macht ihn schon das Verlangen danach feinfühlig gegenüber einer Sprache, die sich offensichtlich auf Gegenkurs bewegt. Es ist die Sprache der Instruktion, mit der sich der Eindruck eines Gefalles von oben nach unten verbindet, wie es zwischen Lehrern und Schülern besteht. Nun steht außer Zweifel, daß die mit der Vermittlung der Gottesoffenbarung betraute Kirche gegenüber den Gläubigen „das Sagen hat“. Doch verletzt sie seine Aufnahmebereitschaft an hochempfindlicher Stelle, wenn sie dabei in eine Sprache verfällt, die festzulegen anstatt ins Einvernehmen zu ziehen sucht, die also Rückfragen und Einwände abschneidet, bevor diese auch nur geäußert werden können. Denn im Lebensraum der Kirche gibt es keine passiven Mitglieder und keine bloßen Befehlsempfänger, da alle vom Gottesgeist „gesalbt“ sind und deshalb, wie ein

halbvergessenes Schriftwort sagt, „nicht belehrt zu werden brauchen“ (1 Joh 2, 27). Ihnen ist, mit einem Pauluswort gesprochen, die Botschaft, schon bevor diese an sie ergeht, als geistgewirkter Brief „ins Herz geschrieben“ (2 Kor 3, 3). Und sie alle vernehmen das äußere Wort zugleich im Zuspruch des von Augustin entdeckten „inwendigen Lehrers“.

Gleiches gilt aber auch von der Sprache der Imperative und Direktiven. Sie kommt schon deshalb beim heutigen Menschen nicht an, weil er durch die Hölle der Diktaturen hindurchgegangen ist, in denen grundsätzlich der Befehlston herrschte. Aus dieser Zeit der Unterdrückung und Kommandowirtschaft blieb ihm eine Allergie gegenüber jeder Äußerung, die mit dem Anschein einhergeht, ihm eine Meinung aufzuzwingen oder ihn zu bestimmten Verhaltensweisen zu nötigen.

Indessen hängt der tiefere Grund mit der unverkennbar gewandelten Glaubenserwartung zusammen. Während die Kirchengspitze noch immer – und immer nachdrücklicher – auf ihrer moralischen Autorität beharrt und mitunter sogar den Eindruck erweckt, als sähe sie ihre Hauptaufgabe darin, die Menschen zur Einhaltung der sittlichen Ordnung zu bewegen, richtet sich die konkrete Glaubenserwartung, stimuliert durch die Existenznot des heutigen Menschen, auf eine Botschaft der Angstüberwindung und spirituellen Erneuerung, also auf Worte der Hoffnung, der Ermutigung und des Trostes. Je stärker sich diese Erwartung ausprägt, desto mehr wird, ganz unwillkürlich, der Widerstand gegen eine moralisch akzentuierte Doktrin wachsen. So gesehen geht es heute um die Frage, ob es weiterhin bei der Ungleichzeitigkeit von Angebot und Nachfrage bleiben muß, zumal das Evangelium von seinem Selbstverständnis her weit weniger sittliche Wegweisung als vielmehr eine Botschaft ist, die auf die Erhebung des Menschen und eine Verwandlung seiner Lebenswelt abzielt.

Insofern ist heute ein Paradigmenwechsel angesagt, der dem Lehramt um so leichter fallen sollte, als es primär im Dienst der Heilsverkündung und nicht der Disziplinierung des Menschen steht. Denn Jesus ist, wie Reinhold Schneider gegen eine eingefleischte Ansicht hervorhob, nicht der „Ordner der Welt“, sondern ihr Befreier aus inneren und äußeren Zwängen. Vor allem aber ist er der Kündler des neuen Gottes der grenzenlosen Erbarmung und bedingungslosen Liebe, den er durch sein kindlich vertrauendes „Abba – Vater“ ans Licht gehoben und ebenso in seinem Wort wie in seinem Handeln vergegenwärtigt hat. Nicht weniger steht das Lehramt aber auch im Dienst des Menschen, der für die Sache Jesu gewonnen werden soll. Wie schon ein flüchtiger Blick auf seine Verfassung lehrt, ist das längst nicht mehr der Mensch der überschäumenden Lebenslust, der gebändigt und zur Ordnung gerufen werden muß, sondern der mit sich selbst überworfene, in seinem Lebenswillen geschwächte, von innen und außen her angefochtene und geängstete Mensch, der indessen erstaunlich genau den Vorzugsadressaten des Evangeliums entspricht: den Menschen des „gebrochenen

Herzens“, den „Bedrückten und Beladenen“, den „Armen“ und „Trauernden“, den „Sanften“ und „Hungernden“, den „Barmherzigen“ und „Friedfertigen“, denen die Seligpreisungen Jesu gelten.

Eine ausgesprochene Sprachnot verbirgt sich auch hinter der stereotypen Wiederholung von Glaubensformeln. Denn der Christ glaubt im Unterschied zum Anhänger einer primären Schriftreligion wie des Islam nicht an Sätze, sondern an den, der sich in diesen Sätzen bekundet und dessen übersprachliches Wort diese Sätze umschreiben. Deshalb wollen diese Sätze, wie schon die Entwicklung vom apostolischen Glaubensbekenntnis zum liturgischen, auf die Konzilien von Nizäa und Konstantinopel zurückgehenden Credo zeigt, immer neu gefaßt, verdeutlicht und entfaltet werden. Ihre stereotype Wiederholung ließe den Glauben zu einem eindimensionalen Satzglauben erstarren und damit jener Gefahr verfallen, auf die um die Jahrhundertmitte schon der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber mit allem Nachdruck aufmerksam machte. Mehr noch: Die bloß formelhafte Wiederholung ließe den Glauben sogar Gefahr laufen, mit einer Ideologie verwechselt zu werden. Das aber käme seiner schlimmsten Verzerrung gleich; denn Ideologien sind nun einmal die programmatischen Selbstdarstellungen autoritärer Systeme, also jener Herrschaftsformen, von denen sich die Kirche im Interesse ihrer Identität und Glaubwürdigkeit nicht nachdrücklich genug abgrenzen kann. Insofern verdichtet sich die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels zu der Forderung eines „Sprachwechsels“, wie er Paulus vorschwebt, wenn er sich in seiner Sorge um die verunsicherten Gemeinden zu dem Wunsch steigert: „Ich wollte, ich könnte jetzt bei euch sein und euch mit anderer Stimme zureden; so aber bin ich ganz ratlos“ (Gal 4, 20).

Mit anderer Stimme

Wie aber müßte gesprochen werden, wenn die aufgetretenen Sprachbarrieren fallen sollen? Doch dieser Frage muß eine andere vorgeschaltet werden: Wie kann überhaupt anders als instruktiv und appellativ gesprochen werden? Ist damit das Repertoire der menschlichen Sprech- und Ausdrucksfähigkeit nicht bereits ausgeschöpft? So sehr dieser Einwand im Interesse der modernen Informationsgesellschaft und damit im Zug der Zeit liegt, erhebt dagegen doch schon die Dichtung Einspruch. Nach Gertrud von le Fort ist die Sprache, besonders in ihrer dichterischen Ausgestaltung, „eine Form der Liebe“, und das besagt, in erster Linie das Medium der menschlichen Zuwendung und dann erst das Instrument des Informationstransfers. Entscheidungsinstant ist in diesem Fall jedoch nicht die Poesie, sondern das Evangelium und mit ihm die in ihrer sprachtheoretischen Bedeutung viel zuwenig gewürdigte Sprachleistung Jesu.

Nun steht außer Zweifel, daß Jesus auch Forderungen erhoben und im Impera-

tiv zu seinen Hörern gesprochen hat. Mehr noch: Nie wurden höhere Forderungen erhoben als durch ihn. Und er wendet sich damit unterschiedslos an alle, sogar an diejenigen, von denen er weiß, daß sie damit weit überfordert sind. Gerade ihnen, den ohnehin schon von ihrer Lebenslast Erdrückten, gebietet er: „Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir . . .; denn mein Joch ist sanft und meine Bürde leicht“ (Mt 11, 29f.). Mit diesem Zusatz nimmt er nichts davon zurück, daß er ihnen mit seinem Liebesgebot, das sogar die Feindesliebe umschließt, das Härteste abverlangt hat, das jemals Menschen, dazu noch ohnedies geschlagenen, zugemutet wurde. Wie kann er trotzdem dieses Joch „sanft“ und diese Last „leicht“ nennen? Die Erklärung gibt der Vordersatz: „Her zu mir, ihr Bedrückten und Bedrängten: ich will euch Ruhe geben!“ (Mt 11, 28).

Noch bevor er die Forderung erhebt, zieht er die Adressaten dieses Anrufs an sein Herz. Denn die von ihm verheißene Ruhe ist die Lebensgemeinschaft mit ihm, die Zuwendung seiner Kraft, die nach der Erfahrung des Apostels Paulus gerade in den Schwachen zum Tragen kommt (2 Kor 12, 9). Davon könnte aber nicht die Rede sein, wenn nicht schon vom Zuspruch selbst die Kraft ausginge, die er verheißt. Nach dem Verständnis des Evangeliums vermag das gesprochene Wort weit mehr, als nur mitzuteilen und zu informieren. Es kann auch erwecken und aufrütteln oder aber beruhigen, trösten, vergewissern und vergegenwärtigen. Dann ergeht es dem Hörer wie dem schlafenden Petrus in der Kerkerszene, den der Engel mit einem Rippenstoß aufweckt, um ihn in die Freiheit zu führen (Apg 12, 7); es ergeht ihm wie den Kranken, denen Jesus die heilende Hand auflegt, wie den verzweifelnden Emmaus-Jüngern, in denen er den Herzensbrand entfacht (Lk 24, 32), wie der untröstlichen Mutter, die er mit seinem „Weine nicht!“ aufrichtet, schon bevor er den verstorbenen Sohn zum Leben erweckt (Lk 7, 13), wie dem um das Leben seiner Tochter bangenden Vater, den er mit seinem Anruf „Keine Angst, glaube nur!“ (Lk 8, 50) mit neuer Zuversicht erfüllt, und wie dem sinkenden Petrus, den er dem Abgrund der Todesangst entreißt (Mt 14, 30f.).

Kein Zweifel also: Im Sinn des Evangeliums ist das Wort mehr als nur Mitteilung: es erweckt, es rüttelt auf, es überführt, es ermutigt, es tröstet, es schenkt Gewißheit und Gegenwart. So spricht Paulus, um nur wenige Beispiele anzuführen, an einer herausragenden Stelle seines Römerbriefs nicht nur vom Wachwerden; vielmehr bewirkt er es auch, wenn er seinen Adressaten zuruft: „Jetzt ist die Stunde da, vom Schlaf aufzustehen . . . die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist da!“ (Röm 13, 11f.). Und eine nicht geringere Wirkung geht von der Variationenfolge aus, mit welcher der Hebräerbrief das alttestamentliche Schriftwort „Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht“ (Hebr 3, 7-4, 13) aktualisiert. Und wirkt es nicht wie eine beruhigende Handauflegung, wenn der Erste Johannesbrief den kühnen Satz, daß wir „vom Tod zum Leben hinübergeschritten sind, weil wir die Brüder lieben“ (3, 14), mit der beruhigenden Zusicherung erläutert: „Wenn unser Herz uns anklagt: Gott ist größer als unser Herz; er

weiß alles“ (1 Joh 3, 20)? Zweifellos bleibt es auch nicht beim bloßen Wunsch, wenn Paulus im Philipperbrief versichert: „Und der Friede Gottes, der alles Begreifen übersteigt, wird eure Herzen und Gedanken in Christus Jesus bewahren“ (4, 7). Von der Gewißheit, daß das Gesagte von den Hörern Besitz ergreift, leben insbesondere die johanneischen Ich-bin-Worte; so etwa, wenn Jesus die Frage, wohin er gehe, mit dem Satz beantwortet: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (14, 6).

Den Höhepunkt der Sprachgewalt erreicht das Evangelium aber fraglos an der Stelle, an welcher Jesus gegen Ende seines Abschiedsgebets das Knechtsgewand der Niedrigkeit und des Bittens abwirft, um von seinem Gott die ihm seit Ewigkeit zukommende Herrlichkeit für die Seinen einzufordern: „Vater, ich will, daß die, die du mir gegeben hast, dort bei mir seien, wo ich bin, damit sie die Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt vor Grundlegung der Welt“ (Joh 17, 24). Alles rücke hier in den „Schatten eines majestätischen Ich will“, meint Ernst Käsemann bei der Erklärung dieser kaum auszulotenden Stelle. Er hätte richtiger von dem „Licht“ sprechen sollen, das von diesem Wort ausgeht und Tiefen der Sprache ausleuchtet, die noch immer nicht voll ergründet sind. Unwillkürlich stellte sich das Bild von der „Hand“ ein, als es darum ging, die im Evangelium genutzten Sprachqualitäten zu verdeutlichen. Das „Ich will“ ist die zur Sprache gewordene Heilshand, die den Hörer dorthin führt, wo das menschengewordene Wort am Herzen des Vaters ruht (Joh 1, 18), wo ihm alles vom Vater übergeben und mitgeteilt ist und wo deshalb alles religiöse Reden, christlich gesehen, seinen Ursprung hat.

Niemals wird sich die Kirchensprache zu dieser Höhe erheben können. Aber schon der Vergleich damit ist dazu angetan, sie zu heilsamer Selbstkritik und zur Überprüfung ihres eingeschliffenen Sprachverhaltens zu veranlassen. Im Aufblick zu diesem Ideal wird sie unwillkürlich in einen Lernprozeß geraten, der ihr zu wenigstens partieller Wiedergewinnung der verlorenen Sprachqualitäten verhilft. Dabei wird ihr die Not der Zeit und des Menschen dieser Zeit ein zusätzlicher Lehrmeister sein. Voraussetzung dessen ist freilich, daß die Kirche deutlicher als bisher begreift, daß ihr durch ihre Sendung in erster Linie eine therapeutische Aufgabe gestellt ist, weil es nur so dem ihr übereigneten Heil entspricht, das seinem ganzen Wesen nach auf Heilung abzielt. Das größte Unheil in der heutigen Lebenswelt besteht aber offensichtlich in der um sich greifenden sozialen Unterkühlung, die die Menschen einander entfremdet und auseinanderreibt. Hier müßte der Aufblick zur Sprachwelt des Evangeliums einsetzen, in der vorzugsweise in solidarisierender, bestärkender, erweckender und tröstender Absicht gesprochen wird, gestützt auf die Liebe, die (nach 1 Joh 4, 16) Gott zu uns hegt.

Krank ist vor allem aber der Mensch dieser Zeit, der sich wie nie zuvor von der durch Kierkegaard diagnostizierten „Krankheit zum Tode“ befallen fühlt. Ihre Symptome sind überdeutlich: Angst, Resignation, Lebensverdrossenheit und jene

stumme Selbstverweigerung, die letztlich der Verzweiflung entstammt. Wer einmal an sich erlebt hat, wie wunderbar ihn ein gutes, teilnehmendes oder anerkennendes Wort aufzurichten vermag, wird nicht daran zweifeln, daß bei der Therapie dieser existentiellen „Todeskrankheit“ in erster Linie der worthwhile Zuspruch gefragt ist.

Er wird, um effektiv zu sein, zunächst in „überführender“ Form ergehen müssen, da es die heutige Lebenswelt darauf angelegt hat, dem Menschen sein tatsächliches Elend zu verheimlichen oder doch auszureden. Wie beim Verfahren des barmherzigen Samariters wird auf den reinigenden Wein das lindernde Öl folgen müssen, also das Wort des Trostes und der Ermutigung. Das meiste vermag aber die schlichte Zuwendung, sofern sie nur vom Willen zur Teilnahme und Solidarität getragen ist. Denn damit wird dem Adressaten des Zuspruchs jene Identifikationshilfe geboten, die Martin Buber im Auge hat, wenn er am Schluß seines Essays „Urdistanz und Beziehung“ versichert: „Einander reichen die Menschen das Himmelsbrot des Selbstseins.“ Damit beginnt der Heilungsprozeß, der sich beim einzelnen auf die Krankheit zum Tode, gesellschaftlich auf den sozialen Kältetod und im religiösen Bereich auf die Kirchenkrise bezieht. Auch sie wird in dem Maß überwunden, wie Christen wieder lernen, einander das Himmelsbrot des Selbstseins freigebig zu reichen¹.

ANMERKUNGEN

¹ Näheres dazu in meiner Abh.: Religiöse Sprachbarrieren. Aufbau einer Logaporetik (München 1980) und in meiner Schr.: Menschsein und Sprache (Salzburg 1984)